

Alt-Hellas und Europa heute

G. FRIEDRICH KLENK SJ

Die Geschichte wiederholt sich nicht. Das ist eine der Einsichten, welche die christliche Antike von der heidnisch-hellenistischen trennte¹. Das große Jahrhundert historischen Denkens, das 19., hat sie sowohl in seinen bedeutenderen philosophischen Systemen als auch in seinen geschichtswissenschaftlichen Grundsätzen weiter ausgebaut. Es hat indessen nie an Widerspruch gefehlt, besonders seitdem das biologische Denken in die Geschichtswissenschaft und die Geschichtsphilosophie eingebrochen ist, also vor allem seit Nietzsche. Und Oswald Spengler hat seiner neuen Theorie des Kreislaufs der Kulturen zahllose Anhänger gewonnen.

Wenn man den biologischen wie jeden andern Kultur- und Geschichtsdeterminismus ablehnen muß, so ist damit noch keineswegs entschieden, ob nicht gewisse Ähnlichkeiten geschichtlicher Situationen in den verschiedenen Zeitaltern vorkommen und ob nicht aus dem, wie gewisse Gefahren und Bedrohungen in einer früheren ähnlichen Lage gemeistert oder nicht gemeistert worden sind, für die Gegenwart etwas zu lernen wäre. Denn im Menschen kreuzen sich die Einmaligkeit seiner Persönlichkeit mit dem Wesensgesetz der Art, das Unwiederholbare des Augenblicks und seiner Forderung und Herausforderung an mich und meine Antwort und Entscheidung mit dem aus dem ewigen Menschenbild entspringenden Gesetz dessen, was wir tun können und was wir tun sollen. Unser Tun und Wirken, unser Fürsichsein und Mit-andern-sein unterliegt bei allem Wandel und Wechsel der Verhältnisse bestimmten allgemeingültigen unveränderlichen psychologischen und moralischen Gesetzen.

So mag z. B. unsere heutige Welt von der des antiken Griechenlands noch so verschieden sein — beide sind Welten des Menschen und tragen nicht nur die Züge seiner Zeitlichkeit, sondern auch seines zeitübersteigenden Wesens. Unser Dasein vollzieht sich stets in der Spannung zwischen Freiheit und Gesetz, nicht nur im ethischen, sondern auch im metaphysisch-anthropologischen Sinn.

Daß es so etwas wie eine Analogie der geschichtlichen Ereignisse gibt, ver-rät bisweilen die ungewöhnlich spontane, sozusagen existentielle Hinwendung einer Generation auf eine längst entschwundene Epoche. Diese tritt sozusagen auf einmal aus den Kühlschränken rein theoretischer Fachwissenschaft heraus und bekommt Hunderte von Jahren nach ihrem Dasein eine neue lebendige Gegenwart: die Gegenwart der Schicksalsanalogie.

Vielleicht erleben wir gerade heute ein Beispiel dafür. Es ist eigenartig

¹ „Die verständliche Grenze des griechischen Denkens, das Welt und Seele verewigt, brachte es um die echte Geschichtlichkeit und damit um den Personbegriff.“ So *Al. Dempf* in „Kritik der historischen Vernunft“, München 1957, 294.

und vielleicht doch gar nicht eigenartig, wie nachdrücklich sich die westliche, vorab die europäische Bildungswelt nicht nur um die Erforschung der griechischen Spätzeit kümmert, sondern auch um die Auswertung der Forschungsergebnisse. Man darf wohl die geschichtliche Spannweite des griechischen Geistes in drei Hauptabschnitte einteilen: den klassischen (zu dem als Vorraum die hellenische Frühgeschichte gehört), den hellenistischen, in dem die griechische Kultur Weltkultur wird, und den byzantinischen. Die Liebe und Begeisterung unserer Vorfahren galt vor allem der klassischen Zeit. Was darauf folgte, war für sie eine Epoche, von der man zwar anerkennen mußte, daß sie die Denkkunst und Lebensformen Hellas nicht nur in den Küstengegenden des Mittelmeeres, sondern bis tief nach Asien hinein verbreitete —, auf der es aber doch wie ein Schatten lag. Man dachte dabei nicht nur an Verflachung, sondern sehr viel auch an das, was man den Vorgang der Orientalisierung nannte. Und gar Byzanz . . .!

Diese Schatten über dem Zeitalter des Hellenismus trugen wohl mit Schuld daran, daß mancher Gebildete sozusagen unvorbereitet auf die schrecklichen Katastrophen stieß, in denen die griechische Welt endgültig die farbige Mannigfaltigkeit ihrer Kleinstaaterei und ihre Freiheit verlor. An Rom. Der Gang der Dinge, der in dieses Elend mündete, war in seinem Bewußtsein nicht lebendig gegenwärtig. Wie konnte das Unheil gekommen sein? Vielfach, auch in Geschichtswerken angesehener Autoren, wurde das Trauerspiel so dargestellt, daß einerseits die innere Uneinigkeit der Griechen, andererseits das Weltmachtstreben Roms dafür verantwortlich gemacht wurden. Das sah dann so aus: Rom hatte die Schwäche der Griechen geschickt benutzt, um sich überall einzumischen, bis die Dinge zum vernichtenden Schlag reif waren. Das war rohe Machtpolitik.

Indes hat schon Theodor Mommsen gegen diese Ansicht geschrieben². „Nur die stumpfe Unbilligkeit kann es verkennen, daß Rom in dieser Zeit noch keineswegs nach der Herrschaft über die Mittelmeerstaaten griff, sondern nichts weiter begehrte, als in Afrika und in Griechenland ungefährliche Nachbarn zu haben . . .“³. Überhaupt erscheint ihm die römische Geschichte „keineswegs als ein von unersättlicher Ländergier entworfener und durchgeführter Riesenplan, sondern als ein Ergebnis, das der römischen Regierung sich ohne, ja wider Willen aufgedrungen hat“⁴. Aber seine Meinung wurde nicht allgemein anerkannt, scheint indessen heute unter den Historikern wieder sehr an Boden gewonnen zu haben.

In einem bedeutsamen Werk pflügt Hans Erich Stier⁵ den ganzen Umkreis dieser Frage gründlich um und legt sehr bemerkenswerte Ergebnisse vor. In den Grundlinien pflichtet er Mommsen bei und beruft sich dabei vor

² Römische Geschichte, 8. Aufl. Berlin 1888.

³ Mommsen a. a. O., 1. Bd., 699.

⁴ A. a. O. 781.

⁵ Roms Aufstieg zur Weltmacht und die griechische Welt, in der Sammlung: Arbeitsgem. für Forschung des Landes Nordrhein-Westf. Geisteswissenschaften Heft 11, Köln und Opladen 1957, Westdeutsch. Verlag, 209 S., geh. DM 10,20.

allem auf den griechischen Geschichtsschreiber Polybios. Ihm sei gegenüber den gefärbten Darstellungen der romfeindlichen Propagandisten des Altertums das Wort zu erteilen; denn er erfüllte die erste Voraussetzung für die Vertrauenswürdigkeit eines Historikers, nämlich *sine ira et studio* zu forschen und zu schreiben.

Man muß, so urteilt Stier, die politische und soziale Situation der Griechen und ihr Verhalten gegenüber den Forderungen der Stunde gründlich erwägen, um das Vordringen Roms im Osten gerecht zu beurteilen. Nicht durch die Römer, sondern durch die Makedonen hat die Kleinwelt der hellenischen Staaten, die politische Lebensform des Nebeneinanders vieler, oft stark stammesmäßig bedingter Gemeinwesen die ersten schicksalsschweren Schläge erhalten. Daß diese Schläge bereits von den Zeiten Philipps ab durch ein Versagen der politischen Vernunft Griechenlands herausgefordert worden waren — das zeigt auch Alois Dempf im Zusammenhang seiner „Kritik der historischen Vernunft“⁶. Er weist auf die Möglichkeiten hin, die den Griechen offen gestanden hätten. Erstmals im griechischen Genius war das Licht der reinen theoretischen und praktischen Vernunft voll aufgeleuchtet. Nicht nur eine allgemeine Seinslehre, nicht nur eine metaphysische Anthropologie und auf beiden aufgebaut eine Ethik waren erarbeitet — auch Entwürfe der Staatsphilosophie lagen vor und bildeten zum Teil die Grundlage der Polis. Im Vorstoß zu einer alle völkischen und staatlichen Schranken sprengenden natürlichen Religion und Ethik, samt einer entsprechenden Naturrechtsordnung — waren die Voraussetzungen gegeben, eine überstaatliche und übernationale Rechtsordnung und Organisation zu stiften. Das Recht als Bindemittel der Staaten hätte die den hellenischen Freiheitstraditionen entsprechende Antwort auf die Zeitnot geben können. Diese Antwort hätte konkret heißen: bündischer Zusammenschluß der griechischen Stadt- und Kleinstaaten. Aber die von der theoretischen Vernunft ontologisch begründete und von der (reinen) praktischen Vernunft entworfene Wertethik war in der Volksversammlung ohnmächtig, weil ihr der Mittler fehlte: ein autoritativer Juristenstand. Erst diese Ohnmacht des griechischen Geistes machte den Weg frei für den Einbruch einer Macht von außen. Unter Philipp von Makedonien begann es, und sein Sohn Alexander führte das Werk fort. „So hat die aufsteigende Staatsmacht Makedoniens die Zeitnot durch die Monarchie gelöst.“⁷

Diese Lösung hielt jedoch nicht lange vor. Nach Alexanders des Großen Tod spaltete sich das Weltreich wieder auf „nach den Nationen der alten Kulturvölker“ und im griechischen Mutterland im Lauf der Zeit in die herkömmlichen Stadt- und Kleinstaaten. Noch einmal bot sich der griechischen Polis die Gelegenheit, den politischen Umbau im Geist eigener Überlieferung zu entwerfen und zu schaffen. Sie wurde nicht genutzt. Der östliche Mittelmeerraum rief jedoch nach einer neuen Ordnung. Rom nahm den Ruf auf

⁶ *Al. Dempf*, a. a. O. 91.

⁷ *Ebd.*

und gelangte so zur Weltherrschaft. Es vollzog damit die bereits an Alexander gestellte Aufgabe der Zeitsituation. An Stelle der freien Rechtsbindung in einer Föderation trat jedoch die Einheit durch den Zwang der Macht, an Stelle der natürlichen Ethik und Religion römisches Recht und römische Staatstheologie. Auch in ihnen kam das Naturrecht schließlich zu einem gewissen Einfluß, aber sozusagen auf Umwegen und indirekt.

Arnold J. Toynbee urteilt ganz ähnlich: „Der hellenische Gesellschaftskörper, der seine Gelegenheit zu freier Föderation verpaßt hatte, fand sich jetzt in den Grenzen eines Universalstaates zusammengeklammert.“⁸

Was das Endergebnis angeht, deckt sich Stiers These ungefähr mit derjenigen Dempfs und Toynbees, in den Einzelheiten beurteilt er die Römer, wie uns scheint, aber noch weit positiver, vor allem deswegen, weil er Hellas von Osten und Norden aufs äußerste bedroht sieht. Die Diadochenreiche sind ihm nur verhinderte Universalstaaten. Sie gehen mit allen Mitteln auf die Weltmonarchie aus, und ihr Einheitsideal ist die Einheit der Despotie. In den Ptolemäern, den Seleukiden und den Herren Makedoniens lebte Alexanders Weltmachtplan weiter, und immer wenn ein besonders fähiger und energischer Fürst den Thron bestiegen hatte, ging er darauf aus, den kühnen Traum des einen geeinten Erdkreises unter *einem* Großkönig zu verwirklichen. Das führte nicht nur zum Kampf gegen die auswärtigen Barbaren, sondern auch zu dem Kampf gegeneinander und gegen die Polis. Die Kerngebiete der Polisidee, das eigentliche Griechenland, sowie die Inseln und Jonien standen somit fast ständig unter dem Druck der drei großen Nachfolgestaaten. Das Schlimme dabei war, daß zwar Alexanders Machtstreben, aber nicht seine Ritterlichkeit und Großmut unvermindert weiter vererbt wurden. Die Moral sowohl der Staatsführung als auch der Kriegsführung sanken nach dem großen König und nach der ersten Diadochen-generation immer tiefer.

All diese Dinge zusammen genommen machten der Hellenen Not aus. Der einzelne Stadt-, bzw. Kleinstaat war der Bedrängnis nicht mehr gewachsen, ebensowenig konnten die lockeren Verteidigungsbündnisse alten Stils die Freiheit sichern. Nur ein *Bundesstaat* hätte helfen können, nur eine bereits im Frieden gut organisierte und gerüstete Föderation hätte schützen können. Und hier offenbart sich das ganze Elend: die alten hochberühmten Stadtstaaten kamen nicht von ihrer Vergangenheit los. Sie waren unfähig, den Anruf der Situation auch nur zu begreifen, geschweige denn, ihm die rechte Antwort zu geben. Nur in Ätolien und Achaia, also in Landschaften, die bisher nicht führend gewesen waren, verstand man den Glockenschlag der Weltzeit. Aber der ätolische und der achäische Bund waren zu klein, um auf die Dauer den Stößen von Norden und Osten widerstehen zu können. So hatten die Könige immer wieder leichtes Spiel, zumal die Polis auch diplomatisch versagte und überdies die sittliche und soziale Verderbnis in den

⁸ A. J. Toynbee, Der Gang der Weltgeschichte, 2. Aufl. Stuttgart. Kohlhammer, 316.

eigenen Mauern nährte. Bei den übrigen griechischen Freistaaten stand es kaum besser, und in der Gewalttätigkeit gaben die Ätoler den Makedonen Philipps V. nicht viel nach. Das menschlich anständigste Gebilde stellte noch der achäische Bund dar, und der war zu schwach.

Philipp V. von Makedonien und der Seleukide Antiochos III., der auch den Beinamen „der Große“ trägt, waren in den Jahren um 200 v. Chr. dabei, die hellenistische Welt in zwei Machtsphären unter sich aufzuteilen. Das hätte nicht nur das Ende des Ptolemäerreiches, sondern auch jenes der Freiheit Alt-Griechenlands bedeutet. Es gab nur *eine* Macht, die man, bei der eigenen Zerrissenheit zu Hilfe rufen konnte: Rom. Man flehte seinen Schutz an; es kam und besiegte zunächst den gefährlichsten Gegner, Philipp V., später auch Antiochos.

Stier weist nachdrücklich darauf hin, daß damals der römische Sieger tatsächlich nicht für Mehrung seiner Größe und Macht, sondern für die Freiheit der Hellenen gestritten habe. Er stellt altrömische Rechtlichkeit, die damals noch Volk und Senat am Tiber beherrscht habe, der hellenistischen Verderbtheit gegenüber. Es war im Jahr 197 v. Chr., daß die Römer und ihre griechischen Verbündeten bei Kynoskephalä über den Makedonen siegten. Aber anstatt nun die makedonische Vorherrschaft durch eine römische abzulösen (wie die These mancher Historiker lautet), verkündete der römische Konsul, später Prokonsul T. Quinctius Flamininus die Freiheit aller Griechen und den Abzug der römischen Truppen⁹. Das heißt, für das damalige Rom waren Freiheit und Unabhängigkeit keine bloßen Schlagwörter und Werbeparolen wie für die Diadochen; es war ihm wirklich ernst damit. Das verteidigt Hans E. Stier gegen H. Bengtson.

Sehr bemerkenswert ist, wie der Verf. erklärt, auf welche Weise es später dann doch dazu kam, daß die römischen Kohorten die griechische Freiheit mit dem Schwert niederschlugen. Die Hauptschuld liegt bei den Griechen selbst, die von ihrer Freiheit keinen weisen Gebrauch machten und sich in einer Politik der Illusionen, der inneren Zwietracht und Eifersüchteleien verzehrten. Beim inneren Streit blieb es nicht; sie intrigierten auch nach außen — gegen Rom — und liebäugelten mit der seleukidischen Weltmacht in Asien oder mit den alten makedonischen Unterdrückern. Am vernünftigsten unter den hellenischen Stadt- und Kleinstaaten verhielten sich noch die Achäer, Rhodos und das Königreich Pergamon drüben in Kleinasien.

Die verhängnisvollste Rolle spielten die Ätoler. Blind gegenüber der Gefahr, die sie heraufbeschworen, hetzten sie gegen die Römer und brachten es fertig, der östlichen Macht des Antiochos die Eingangspforte von Hellas zu

⁹ Wir sind geneigt, die These von der Rechtlichkeit des alten republikanischen Roms um jene Zeit weitgehend anzunehmen. Es handelt sich hier um historische Einzel Tatsachen. Anders verhält es sich mit Stiers allgemeinen Sätzen wie dem, daß in der Weltgeschichte „nur diejenigen sich auf die Dauer durchgesetzt haben, die es letzten Endes auch verdienen“ (11). U. E. läßt sich das aus der Geschichte keineswegs beweisen. Es handelt sich um geschichtsphilosophische Axiome. Wir lehnen sie ab. Die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht.

öffnen. Nunmehr war das römische Reich unmittelbar bedroht. In Rom kam der Umschlag: die Politik der Griechenfreunde war gescheitert und Flaminin verlor an Einfluß. Der „homo novus“, Cato, ein Griechenhasser, und die Scipionen traten in den Vordergrund, d. h. die Männer der harten Hand. Indes hätte Griechenland wohl auch nach dem Feldzug gegen die Ätoler und Antiochos (191—189 v. Chr.) noch eine Gnadenfrist gehabt. Es nützte sie schlecht, und nun nahm das Unheil seinen Lauf. Das Jahr 146 v. Chr. sah nicht nur den Untergang Karthagos, sondern auch die Zerstörung Korinths. Der letzte Rest griechischer Freiheit war vertan. Man unterschied jetzt im römischen Herrenvolk zwischen den heutigen kleinen Graeculi und ihren Ahnen, die eine große Geisteswelt geschaffen hatten.

Was Stiers Interpretation jener Wende im Schicksal der Griechen so zeitnahe macht, sind die ständigen Vergleiche mit der Gegenwart. Waren damals Rom und die Diadochenreiche, zuletzt nur noch Rom und das Seleukidenreich die Mächte, die am Horizont der griechischen Kleinwelt riesenhaft und schicksalsschwer heraufstiegen — so sind es für uns heute Amerika und der bolschewistische Ostblock, die, von weltpolitischen Randmächten zu Weltherrschern aufgestiegen, die zusammengedrückte, kleingewordene europäische Mitte überschatten. Wie ehemals Senat und Volk der römischen Republik die freiheitlichen Institutionen des Westens schützten, so heute Regierung und Volk der USA. Wie damals Hellas in seinem politischen und gesellschaftlichen Eigenbestand nur durch einen neuen schöpferischen Entwurf griechischer Gemeinschaft und griechischer Gesamtpolitik hätte gerettet werden können — so heute Europa. Alt-Griechenland hätte zunächst bescheiden und nüchtern einsehen und sich eingestehen müssen, daß es politisch und wirtschaftlich nicht mehr Mittelpunkt der zivilisierten Welt war. Es hätte sich einerseits gegen die Gefahr vom Norden und vor allem vom Osten an Roms Stärke und Macht anlehnen, andererseits aber darauf bedacht sein müssen, auch dem mächtigen Verbündeten gegenüber die eigene Würde und Selbständigkeit zu wahren, indem es in sich einig und geschlossen war und durch eine feste und zielbewußte Wehrpolitik einen wesentlichen Teil zur eigenen Verteidigung beitrug; eine Forderung, die unmittelbar auch für unsere europäischen Verhältnisse von heute gilt.

Die griechischen Kleinstaaten sind dem Anruf der geschichtlichen Notwendigkeiten nicht oder doch nur sehr schlecht gefolgt. Das Ende kennen wir.

Wie steht es mit dem Abendland? Stier ist keineswegs der erste, der unsere heutige politische, kulturelle und sittlich-religiöse Lage mit derjenigen der griechischen Verfallszeit im späten Hellenismus vergleicht. Dagegen sind es nur wenige, die so wie er die Ähnlichkeiten bis in viele Einzelheiten hinein zu sehen glauben: Auch bei uns will die Idee der Einheit nicht recht Wurzel schlagen und Wirklichkeit werden. Auch bei uns sind geschickte Agenten des Ostens und skrupellose, verstimmte, nach Macht lüsterne Par-

tei- und sonstige Politiker, sozial Unzufriedene und wirtschaftliche Abenteurnaturen dabei, gegen den Garanten unserer Freiheit, die Vereinigten Staaten, zu hetzen und den Feinden der Freiheit Türen oder doch — einstweilen — Hintertüren zu öffnen. Andere wieder wollen es sich über die Massen bequem machen und die gesamte politische und militärische Verantwortung für unsere europäische Existenz den Amerikanern überlassen. Beide Gegensätze sind derart, daß sie einander in die Hände arbeiten. Wie das törichte und unsinnige Verhalten der Griechen in Rom zu einem Umschlag der Gesinnung führte — so besteht Gefahr, daß die Torheit und der kindische Unverstand mancher Europäer zu einem Wandel der amerikanischen Weltsicht und Weltpolitik führt. M. Porcius Cato war in Alt-Rom das „geistige Haupt eines selbstzufriedenen Isolationismus“ (163). „Isolationismus ist bekanntlich in keiner Weise identisch mit Nichtintervention; im Gegenteil, er ist besonders einmischungsfreudig, nur mit dem Unterschied, daß die Intervention jetzt nicht vornehmlich im Interesse der Außenwelt erfolgt, sondern allein im Interesse der Sicherheit des Intervenierenden und seines militärischen und kommerziellen Vorteils. Die Zerstörung Karthagos und Korinths ist der schaurige Endpunkt dieser Entwicklung geworden“ (ebd.). Auch in Nordamerika gibt es katonische Machtpolitiker, die eines Tages die Vorhand bekommen könnten.

So ähnlich nun die heutige Lage des Abendlandes mit jener von Hellas um 200—146 v. Chr. auch sein mag — es bestehen sicher wesentliche Unterschiede. Denn, wie der Autor selbst sagt, die Geschichte wiederholt sich nicht einfach. Es gibt keinen Kreislauf der Epochen und Kulturen, wohl aber gibt es gewisse ethische und politische Grundgesetze des gesellschaftlichen Lebens, sittliche Gebote und Regeln der Staatsklugheit, die nicht ohne böse Folgen mißachtet werden können. Insofern kann die Geschichte doch Lehrmeisterin für Gegenwart und Zukunft sein.

Nun gibt es allerdings Leute, die von vornherein leugnen, daß Europas Freiheit und seine Kulturwerte bei den Amerikanern in guter Hut seien. Im umhегten Raum der Pax americana schleudern sie kühn den Bannstrahl gegen den american Way of Life und finden ihn vom behaglichen Nest ihrer bürgerlichen Daseinsweise aus fast ebenso schlimm oder noch schlimmer als den roten Terror, der Millionen gequälter Menschen zur Verzweiflung treibt.

Keine Frage, daß nicht nur der östliche Materialismus, sondern auch der weithin im Westen und besonders in den USA herrschende Pragmatismus verkürzte Weltbilder darstellen. Aber jener tritt als lückenlose, despotische Organisation auf, die der Kirche und jedem übersinnlichen Glauben das ihm zustehende Lebensrecht in der Öffentlichkeit abspricht und die Verkündigung des göttlichen Auftrages unterbindet. Dieser dagegen hat das bisher nicht getan. Jener leugnet das Recht auf persönliche Lebensgestaltung und Gewissensentscheidung — dieser anerkennt beide noch, wenn er sie auch durch die Suggestion eines oberflächlichen Nützlichkeitsdenkens er-

schwert. Unter dieser Einschränkung und mit diesem Vorbehalt scheint uns der Ehrentitel eines Vorkämpfers der Freiheit, den Stier den Amerikanern zuerkennt, rechtens zu sein. Allerdings müssen wir noch auf einige wesentliche Unterschiede zwischen unserer heutigen Situation und derjenigen Alt-Griechenlands hinweisen.

Wir sind erstens viel radikaler bedroht als Hellas damals. Was dieses zu befürchten hatte, war vor allem eine politische Entmündigung, aber selbst, ja gerade den Diadochen wäre es niemals eingefallen, das kulturelle Erbe der Griechen zu vernichten oder den Glauben an die alten Götter zu bedrohen, freilich mit der Einschränkung, daß einige der hellenistischen Herrscher versuchten, auch sich selbst göttliche Ehren erweisen zu lassen. In der späten Römerzeit ist es ja bekanntlich ebenfalls zu diesem Kult gekommen.

Zweitens darf man wohl die Behauptung wagen, daß die Römer bereits zu jener Zeit über eine längere und deswegen größere weltpolitische Erfahrung verfügten, als sie die verhältnismäßig noch junge nordamerikanische Macht heute besitzt. So waren sie z. B. keineswegs von dem Irrtum angekränkt, daß ein Bundesgenosse nur dann vollwertig sei, wenn er der gleichen Staats- und Regierungsform huldige, die man selbst hat. Andererseits steckte die Neigung, die Knoten der Geschichte mit dem Schwert zu durchhauen in den alten Römern wohl tiefer als in den modernen Amerikanern.

In einem Punkt scheinen die Republikaner des antiken Roms mit den heutigen Amerikanern und manchen ihrer westlichen Verbündeten leider sehr weit übereinzustimmen: in der geringen Fähigkeit, für ihre Sache zu werben, und in der Neigung, die Dinge einstweilen treiben zu lassen.

Die Römer haben der Wühlarbeit demagogischer Hetzer und feindlicher Agenten in Griechenland ziemlich untätig zugesehen — und waren ihrerseits leicht geneigt, tückischen und skrupellosen Postenjägern aus den griechischen Staaten, die unter Preisgabe ihrer nationalen Belange dem römischen Senat nach dem Mund redeten und ihre Mitbürger anschwärzten, Glauben zu schenken.

Da gab es im Achäischen Bund den Kreis ehrenwerter und anständiger Politiker um Philopömen und Lykortas. Sie taten, was jeder gute Grieche, nachdem die Freiheit seines Vaterlandes nur durch Roms Eingreifen gerettet worden war, tun mußte, sie pflegten einerseits sorgfältig das Bündnis mit dem großen Beschützer am Tiber und mühten sich andererseits, eine gut vaterländische Politik zu treiben und dem eigenen Recht und den eigenen Gesetzen und Gewohnheiten treu zu bleiben. Ihre Gegenspieler waren machtlüsterne Demagogen wie Kallikrates. Dieser verleumdete die echten Patrioten beim römischen Senat als Römerfeinde und bot seine guten Dienste an: widerspruchslos alle Wünsche Roms durchzuführen. Es ist fast unglaublich, daß diese erlauchte Versammlung von Staatsmännern auf das Geschwätz des Griechen ohne weiteres hereinfiel und ihm ohne nähere Untersuchung der Anklagen willfahrte. Der Grundsatz der Nichteinmischung in die innere Politik der Hellenenstaaten wurde aufgegeben. Das war ums Jahr 178 v. Chr.

Mit dieser Unterstützung des politischen Gelichters wurden die griechischen Dinge auch im Bereich des achäischen Bundes weiter auf die schiefe Ebene gedrängt. Denn diese Abenteurergruppe, nicht die alten ehrenwerten Patrioten, entfesselten später jene Umtriebe, die mit dem Untergang Korinths endeten. Zu spät erkannten die Römer, mit wem sie es zu tun hatten (Stier 182).

Und heute? Wie steht es mit der politischen und sozialen Moral der Europäer und mit der diplomatischen und politischen Geschicklichkeit im Umkreis des modernen Kapitols zu Washington? Wenn Europa Erbin der griechischen Kultur genannt werden kann, so hat es sicher auch viele der Schwächen und Fehler aufzuweisen, die Hellas zugrunde gerichtet haben, vor allem den Parteienzwist und die kleinstaatliche Engherzigkeit. Trotz der hohen intellektuellen Bildung gelingt es nicht, das Handeln vom Blick aufs Ganze bestimmen zu lassen.

In den noch übriggebliebenen Freiheitsräumen der Welt, vor allem in ihren Randgebieten wie Westdeutschland, dem nahen Osten, Indien, Indonesien und Japan wühlen die Agenten der totalitären Reiche und finden ihre Helfer und Helfershelfer bei den Unzufriedenen der freien Welt. Was geschieht dagegen? Vor einiger Zeit berichtete die Frankfurter Allgemeine Zeitung (15. Okt. 1958, Nr. 239, S. 2) über die Lichtspieltheater in Bagdad: Die Wochenschau setzt sich vorwiegend aus dem zusammen, was aus Kairo und dem roten Osten geliefert wird. Nasser, der alle Filmsterne in den Schatten stellt, Chruschtschow und Mao-Tse-Tung herrschen vor. Adenauer hätte wahrscheinlich keine Aussicht, einen Beifall wie Chruschtschow zu ernten; denn ihm wird angehängt, er sei mit Zionisten verschwägert und liefere Unterseeboote nach Israel.

Ähnlich steht es in Indien. Es hat in diesem Wunderland seit Jahrtausenden neben märchenhaften Reichtümern in der Hand weniger, viel viel Elend gegeben. Aber jetzt erwachen die Massen, das Elend wird bewußt, gleichzeitig wachsen diese Massen sprunghaft, da die neuzeitliche Heilkunde die Epidemien und die Kindersterblichkeit bekämpft. So schleppt sich der junge indische Riesenstaat dahin, zum Bersten voll von sozialen und wirtschaftlichen Nöten und Schwierigkeiten. Die übrigen Probleme, nämlich die der Kasten, Rassen, Sprachen und religiösen Bekenntnisse dauern dabei unvermindert fort. Wie soll eine nach westlichem Muster aufgebaute Demokratie, die auf Freiheit und den freien privaten Unternehmungsgeist abgestellt ist, dieser Lage Herr werden? Schon in der Natur der Dinge liegt für Indien eine große Versuchung, an Stelle des zwar menschlicheren, aber auch langsameren und mühsameren Weges demokratischer Erziehung, den kürzeren, wenn auch gewalttätigen Weg der kommunistischen Diktatur zu gehen.

Eine angesehene amerikanische Zeitschrift weist auf diese Versuchung hin¹⁰. Es ist der indische Vizepräsident Dr. Radhakrishnan, der ihr Aus-

¹⁰ *Morris N. Kertzer*, America's Stake in a free India, in der Zschr. „America“ Band XCIX No. 24, 13. Sept. 1958, 625 ff.

druck gibt. Er findet eine schreckliche Ähnlichkeit zwischen dem Indien von 1947 und dem Rußland von 1917: beide Länder im Elend versunken, ungebildet und noch kein Teil des 20. Jahrhunderts. In der kurzen Zeit von vier Jahrzehnten hat sich das russische Volk von den untersten Sprossen der Zivilisation und Geltung soweit heraufgearbeitet, daß es heute (nach den USA) die Nation Nummer zwei der Welt geworden ist. Wenn das rote System so ein Wunder in Sowjetrußland vollbringen konnte — warum nicht auch in Indien?

Das also ist Indiens große Versuchung. Die Sowjetunion Staat Nummer zwei im Konzert der Völker! Die hier angewandte Bewertungsskala verrät eine erschreckend rohe, rein materialistische, technisch-wirtschaftliche Wertnorm, nach der geurteilt wird. Diese Wertnorm scheint in Asien siegreich vorzudringen. Wie konnte das geschehen? Nach dem gleichen Bericht äußert sich ein Missionar über östliche und westliche Werbearbeit in Indien: die rote Literatur wird in Indien massenhafter, billiger und in packenderer Aufmachung dargeboten als diejenige des Westens. Aber seien wir ehrlich: auch unter den westlichen Völkern gibt es für Asien nur allzu viele Anbeter der bloß materiellen Macht.

Überdies gelang es dem totalitären Osten, die westlichen Völker, vor allem die führende Nation, die Vereinigten Staaten, in Indien verdächtig zu machen. Unter anderm erhebt man gegen sie den Vorwurf des Imperialismus. Nun haben die Amerikaner keine Kolonien und kein fremdes Volk mehr unter ihrer Herrschaft, und man weiß, daß sie auch bei anderen Mächten die herkömmlichen kolonialen Methoden verurteilen. Man mag darauf hinweisen, daß die amerikanische Wirtschaft die Weltmärkte weithin kontrolliere. Indessen, was will das besagen, wenn man es mit dem sowjetischen Imperialismus vergleicht! Von Ostasien bis zur deutschen Sowjetzone zieht sich ein Riesengürtel von Völkern hin, die von der UdSSR politisch und wirtschaftlich unterjocht sind, sei es daß sie unmittelbar der Union einverleibt sind, sei es, daß sie als Satellitenstaaten unter der Knute gehalten und ausgebeutet werden. Wie glücklich würden sich z. B. Litauer und Letten schätzen, wenn sie wenigstens die Rechte genössen, die eine britische Kolonie in Afrika genießt! Und vergessen wir die sowjetbesetzte deutsche Zone nicht! Täglich ergießt sich ein Flüchtlingsstrom von Hunderten und Tausenden gequälter und mißhandelter Menschen aus dem russischen Machtbereich nach Westen. Aber in Indien scheint man davon nichts zu wissen; dort spielt sich die bolschewistische Tyrannei als Hort der Freiheit und als Ankläger der westlichen „Aggressoren“ und Ausbeuter auf. Was gegen diese Giftpropaganda geschieht, ist dürftig. Ist hier nicht ein erschreckendes Versagen westlichen Lebenswillens? Eine Gleichgültigkeit gegenüber einer Bedrohung, die uns vernichten kann? Das Kapitol des 20. Jahrhunderts strahlt die Freiheit aus — was nützt das aber, wenn seine Strahlen nicht stark genug sind, die Aufschirme feindlicher Abwehrmaßnahmen zu durchbrechen! Es scheint selbst den führenden Köpfen der indischen und überhaupt der asiatischen

Politik und Geisteswelt nicht lebendig bewußt zu sein, wie entsetzlich unmenschlich das kommunistische System im allgemeinen und das bolschewistische im besonderen ist, und daß es, wo der rote Moloch einmal siegreich seine Banner aufgefplant hat, kein Entrinnen mehr gibt.

Das müßte den bedrohten Völkern eingehämmert werden. Unbeugsam und pausenlos — genau wie es die Werbetruppen der Kommunisten mit dem Gegenteil tun. Es geschieht nicht oder doch zu wenig. Man spricht viel von der Wirtschaftshilfe für unterentwickelte Länder. Sie ist notwendig auch für Indien, und sollte sogar noch verstärkt werden. Aber sie wird gar nichts nützen, wenn die Seele jener Völker dem Glauben an die Freiheit verlorengeht.

Aber was klagen wir über Unterlassungssünden in Asien, wo wir bei uns die gleichen feststellen müssen! Wer regt sich schon noch über den Jammer der Männer, Frauen und Kinder auf, die tagtäglich von Angst und Schrecken gehetzt den eisernen Vorhang durchbrechen, mittellos, bloß und arm, einzig von dem Gedanken besessen, wieder Menschen unter Menschen sein zu dürfen?

Nicht nur, daß viele vom Anblick der Flüchtlinge und Vertriebenen nicht mehr gerührt werden, weil er alltäglich geworden ist! Darüber hinaus sind sie noch geneigt, jeder Versicherung zu glauben, daß die Dinge drüben hinter der Grenze des freien Europas bei weitem nicht so schlimm seien und daß man jedenfalls alles tun müsse, um die Gewaltherrscher bei guter Laune zu halten. Der bayerische Ministerpräsident Dr. Hans Seidel schreibt u. a.: „Wir müssen feststellen, daß auch den durchsichtigsten Propagandamanövern Moskaus immer wieder Erfolge beschieden sind. Gestern war es die Illusion der sogenannten Ko-Existenz, heute ist es die von Moskau geschürte Furcht der westlichen Völker vor einem Atomkrieg, die Verwirrung stiften, die den westlichen Widerstandswillen lähmen und die den Plan Moskaus fördern, die Selbstentwaffnung des Westens herbeizuführen. Während sich die sowjetischen Machthaber weder durch Appelle oder Resolutionen noch durch UNO-Berichte oder sonstige Feststellungen beeindrucken und in ihren Eroberungsplänen stören lassen, während sie nicht das geringste Zugeständnis in irgend einer Frage machen, werden im Westen und auch bei uns fortwährend Vorschläge gemacht und Forderungen gestellt, deren Verwirklichung nichts anderes bedeuten würde als die Kapitulation vor dem Kommunismus.“¹¹

Wer wollte also leugnen, daß unser Verhalten gegen die Bedrohung der Freiheit ähnlich zwiespältig und gefährlich ist, wie das der Griechen im 2. Jahrhundert v. Chr. und daß die Vormacht der westlichen Welt heute wie damals taktische Fehler begeht?

Noch aber ist es Zeit, den Lauf der Dinge zum Guten zu lenken und durch Klugheit, Einigkeit und maßvolle Stärke Europa das Ende zu ersparen, das unsere geistigen Ahnen in Hellas genommen haben.

¹¹ Rheinischer Merkur, 28. Nov. 1958, Nr. 48, 4.